

Zeitschrift: Schweizer Bulletin : mit amtlichen Publikationen für die Schweizer im Fürstentum Liechtenstein

Herausgeber: Schweizer-Verein im Fürstentum Liechtenstein

Band: - (1990)

Heft: 4

Artikel: Deutsche Schweiz: Mundart und Hochsprache im Spannungsfeld : der Niedergang des Hochdeutschen

Autor: Ris, Roland

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-939082>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 02.05.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

bild ihrer langen Geschichte, deren verschiedene Epochen aufeinanderfolgten, ohne dass je die Gegenwart die Vergangenheit aufgehoben hätte: Alle alten Formen bleiben in der neuen bestehen.» Tatsächlich wirken hinter dem Bundesstaat immer noch die Kräfte des alten Staatenbundes. Die Eidgenossenschaft ist nicht «une et indivisible», sondern «une et diverse»: Ihre Bewohner leben in verschiedenen kulturellen, wirtschaftlichen und politischen Zellen miteinander, nebeneinander und manchmal gegeneinander – mit Verbindungen über die engen Grenzen hinaus in weite Räume der Welt.

Die Schweiz hält seit Jahrhunderten zusammen – trotz der Sprachgrenzen, und gerade wegen ihrer Vielfalt. Denn die Sprachgrenzen werden von vielen andern Trennlinien – politischen, konfessionellen, wirtschaftlichen – kreuz und quer überschritten; das bunte Geflecht vielfältiger Kraftlinien und Kraftfelder sichert den Zusammenhalt. Wäre die ganze Deutschschweiz protestantisch, die Westschweiz katholisch, die eine reich, die andere arm, dann könnte man sich fragen, ob wir so friedlich zusammenleben könnten, wie das heute der Fall ist. Diese «Mannigfaltigkeit in der Einheit» hatte schon Gottfried Keller gelobt: «Wie kurzweilig ist es, dass es nicht einen eintönigen Schlag Schweizer, sondern dass es Zürcher und Berner, Unterwaldner und Neuenburger, Graubündner und Basler gibt, und sogar zweierlei Basler! Dass es eine Appenzeller Geschichte gibt und eine Genfer Geschichte!» Grenzen – auch Sprachgrenzen – sind nötig wie die Gipfel und Gräben unseres Landes; doch Grenzen können überschritten, Gräben überbrückt und Berge überwunden werden. Das ist das Ziel des notwendigen Kulturaustauschs, nicht Gleichmacherei und Gleichschaltung. Jeder soll auf seine Art Schweizer sein dürfen. Gottfried Keller meinte: «Ei! was wimmelt da für verschiedenes Volk im engen Räume, mannigfaltig in seiner Hantierung, in Sitten und Gebräuchen, in Tracht und Aussprache! Welche Schlauköpfe und welche Mondkälber laufen da nicht herum, welches Edelgewächs und welch Unkraut blüht da lustig durcheinander, und alles ist gut und herrlich und ans Herz gewachsen; denn es ist im Vaterlande!»

Marcel Schwander
Westschweiz-Korrespondent des
«Tages-Anzeiger», Lausanne

Deutsche Schweiz: Mundart und Hochsprache im Spannungsfeld

Der Niedergang des Hochdeutschen

Schweizerinnen und Schweizer im Ausland, die auf die Sprachverhältnisse in ihrem Heimatland angesprochen werden, machen wohl alle zwei Erfahrungen: erstens, dass ihre ausländischen Gesprächspartner oft glauben, dass alle Schweizer von Haus aus zwei-, wenn nicht gar mehrsprachig sind und dass in der Schweiz eine vollkommene Harmonie zwischen den Sprachgruppen herrscht, zweitens, dass es kaum möglich ist, das Nebeneinander von Mundart und Hochsprache in der deutschen Schweiz so zu beschreiben, dass nicht das Missverständnis aufkommt, es sei bei uns ungefähr so wie in andern Ländern, in denen neben der Hochsprache auch noch Dialekte oder «patois» existieren.



Gerade im praxisbezogenen Unterricht bevorzugen die Lehrer den schülernahen und «herrschaftsfreien» Dialekt. (Foto: Keystone)

In solchen Gesprächen mit Ausländern wird dem Schweizer, vor allem dem Deutschschweizer, klar, dass in seinem Land eine Sondersituation herrscht, die von aussen entweder idealisiert («Alle Schweizer sind mehrsprachig») oder dann in ihrer ganz spezifischen Problematik nicht wahrgenommen wird («Dialekte gibt es natürlich auch bei uns»). Auslandschweizer sind aus echter Heimatliebe heraus manchmal wenig bereit, an ihrem harmonisierenden Bild der Schweiz rütteln zu lassen, und oft entzieht es sich einfach ihrer Kenntnis, dass sich die Sprachverhältnisse in der Schweiz in den beiden letzten Jahrzehnten so einschneidend verändert haben, dass nun allenthalben in der wissenschaftlichen wie in der politischen, vorwiegend in der Presse ausgetragenen Diskussion von schweizerischen Sprachproblemen die Rede ist, die es zu lösen gilt, um den Sprachfrieden weiterhin zu garantieren.

Ein Blick zurück

Die heutige Sprachsituation in der deutschen Schweiz ist das Produkt einer langen

Entwicklung zunächst zur politischen, dann auch zur kulturellen Selbständigkeit gegenüber der deutschen Nachbarnation, von deren Deutschem Reich sie sich völkerrechtlich erst 1648 gelöst hat. Die Betonung der eigenständigen Kultur schlug schon im 18. Jahrhundert in der lebendigen Zürcher Literaturszene durch, und in der Romantik wurde das Schweizerdeutsche gleichsam als Fortsetzung der Nibelungensprache gesehen. Im 19. Jahrhundert setzte dann die Dialektdichtung mächtig ein und mit ihr die wissenschaftliche Erforschung der Mundarten, so etwa im Schweizerdeutschen Idiotikon, dem weltweit umfassendsten Mundartwörterbuch. Zugleich wurde aber auch schon deren Bedrohung deutlich: Die «Gründerzeit» brachte viele Deutsche in die Industriestädte und führte zu einer einseitigen kulturellen und damit auch sprachlichen Ausrichtung nach dem neuen Deutschen Reich, so dass es um 1900 scheinen konnte, als ob das Hochdeutsche auch zur Umgangssprache der schweizerischen kulturellen und wirtschaftlichen Oberschicht besonders in

Blumen
Espelt
Im Kaufin
9494 Schaan
Tel. 24167 / 24464

Dekorationen, Kranzbinderei

Brautsträuße, Arrangements für jeden Anlass
Fleurop-Dienst

FORUM

Zürich und in der Nordostschweiz werden und die Mundarten in absehbarer Zeit verdrängen würde.

Eine erste starke Gegenbewegung gegen diese kulturelle «Überfremdung» ging schon vor dem Ersten Weltkrieg von Bern aus und erfasste nach der Niederlage des Reichs bald die ganze deutsche Schweiz. Sie wurde verstärkt in der Nachkriegszeit mit ihrer Betonung der Demokratie und des Föderalismus, die beide in den verschiedenen Kantonsdialekten symbolisiert werden konnten, und erfuhr ihre staatliche Aufwertung in der Zeit der Geistigen Landesverteidigung, in der das Schweizerdeutsche als Bollwerk gegen den Nationalsozialismus offiziell gefördert wurde. Nach dieser zweiten Mundartbewegung ergab sich in der Nachkriegszeit zunächst ein gewisser Stillstand, bis zu Beginn der 1960er Jahre die deutsche Schweiz aus ihrer Lethargie erwachte, mit Frisch und Dürrenmatt wieder ihren Beitrag zur internationalen deutschsprachigen Kultur leisten konnte, zugleich aber auch ihre kulturelle Autonomie stärker betonte, sich ihrer eigenen Überlieferung wieder erinnerte und das Interesse für die Regionen als den Keimzellen der Heimat erweckte. All diese Faktoren – und dazu sicher auch die Abwehrhaltung gegen die neu einströmenden Ausländer – wirkten für die Mundart. Mit der 1968er Bewegung wurde sie auch zum Mittel des Protestes der «Basis» gegen das die Hochsprache kultivierende «Establishment», in der Folgezeit dasjenige des spontanen Kontakts in den neuen Formen sozialen Zusammenseins, von den politischen Basisvereinigungen bis hin zu den Arbeitsgruppen an den Hochschulen.

Im Zuge dieser Entwicklung wurde das Hochdeutsche als gesprochene Sprache immer mehr zurückgedrängt: Lehrer wollten möglichst schülernah und «herrschaftsfrei» unterrichten, Radio- und Fernsehschaffende wollten die Barriere der «Schul- und Domestikationssprache» ebenso überwinden wie Pfarrer, Politiker und schliesslich sogar Militärs, die sich in früheren Zeiten auch im gesellschaftlichen Verkehr der hochdeutschen Kommandosprache bedient hatten. Zugleich wirkte natürlich das Vorbild vor allem der Medien- und Kulturschaffenden wiederum auf die anderen Lebensbereiche zurück: Wenn sogar ein Bundesrat im Fernsehen Mundart sprach, so konnte ein Lokalpolitiker nicht mehr Hochdeutsch zu seinen Wählern sprechen, und wenn Dozenten Praktika in Mundart leiteten, so war es ihren Studenten auch nicht zu verargen, dass diese sich an den Examina ebenfalls spontan dieser Sprachform bedienten.

Am (vorläufigen) Schluss dieses Prozesses können wir als Gebrauchsnorm feststellen, dass nur noch in ganz wenigen Situationen

Hochdeutsch gesprochen werden muss, dann nämlich, wenn bindende Regeln vorliegen (Beispiele: Nationalrat, höherer Unterricht) oder wenn Rücksicht auf Nichtdialekt Sprecher genommen werden sollte. Darüber hinaus wird Hochdeutsch nur in Situationen gesprochen, die einen festen institutionellen oder formellen Rahmen haben. So werden Vorträge vor Gesellschaften meist in Hochdeutsch gehalten, einfache Arbeitsberichte in einem Forscherteam jedoch in Mundart präsentiert; für Trauergottesdienste wird eher das formelle Hochdeutsch, für die mehr familiären Hochzeitspredigten dagegen im



Trauergottesdienste werden nach wie vor eher in formellem Hochdeutsch abgehalten. (Foto: Keystone)

mer häufiger die Mundart verwendet. Bei Sitzungen von Kommissionen wurde früher unter Deutschschweizern Hochdeutsch gesprochen, wenn die Zahl der anwesenden Mitglieder mindestens 7–10 betrug; heute wird auch in höchsten wissenschaftlichen Gremien fast immer Mundart gesprochen, ausser bei der Anwesenheit von Nichtdeutschsprachigen – auf länger in der deutschen Schweiz lebende Deutsche wird im allgemeinen kaum mehr Rücksicht genommen.

Schlummerndes Hochdeutsch

Nach dieser Diagnose kann man nicht anders als von einem Niedergang in der Verwendung des gesprochenen Hochdeutschen in der deutschen Schweiz sprechen. Nachdem sich aber gezeigt hat, dass es vor allem sozialpsychologische Faktoren wie Betonung der Nähe und der Gruppensolidarität sind, die die Wahl der mundartlichen Sprachform fordern, ist genau zu fragen, ob man aus der Tatsache, dass Hochdeutsch nur noch wenig gesprochen wird, auch schon schliessen darf, dass die Kompetenz zu seinem mündlichen Gebrauch abgenommen hat und ob eine mögliche Verschlechterung

im mündlichen Bereich auch eine solche im schriftlichen Ausdruck nach sich gezogen hat. Zweifellos gilt das Sprichwort «Übung macht den Meister» gerade auch für das Sprachenlernen; andererseits gilt aber, dass gute Kenntnis einer Sprache nicht automatisch zur Folge hat, dass man diese Sprache auch gerne anwendet. Osteuropäer radebrechen lieber in Englisch oder Deutsch, als dass sie ihre erste Fremdsprache, Russisch, sprechen, und auch in der Schweiz gibt es wohl nicht wenige Romands, die leichter und ungezwungener Englisch sprechen als Deutsch, obschon sie diese Sprache wegen des viel längeren Sprachunterrichts eigentlich viel besser kennen sollten. Viele Beobachtungen der letzten Jahre haben gezeigt, dass die aktive Kompetenz in gesprochenem Hochdeutsch nicht einfach abgebaut ist, sondern gleichsam nur schlummert: Kleinere Kinder sprechen noch spontan Hochdeutsch, und wer sich als Deutschschweizer in Deutschland aufhält, wird sich in kürzester Zeit an den Gebrauch des gesprochenen Hochdeutschen gewöhnen und dieses kaum mehr als eine «Fremdsprache» empfinden. Die Sprache ist ihm heute durch das Fernsehen und durch Kontakte mit deutschsprechenden Ausländern ja passiv vollkommen vertraut, was noch vor wenigen Jahrzehnten durchaus nicht der Fall war. Der einfache Schweizer hatte beträchtliche Mühe, umgangssprachliches Hochdeutsch zu verstehen und war mit dem Hochdeutschen nur in seiner schriftlichen oder nach der schriftlichen Vorlage (in Schule und Kirche) gesprochenen Form vertraut.

Sündenbock Dialekt

Es gibt Leute, die glauben, man könne die schon verloren geglaubte Hochsprache nur dadurch retten, indem man die Mundart nach Kräften verketzert oder wenigstens die sofortige Eindämmung ihres Gebrauchs fordert. Fragt man etwas genauer nach den Hintergründen solcher Forderungen, so wird oft genug deutlich, dass zwar der Esel Mundart geschlagen wird, dass die Schläge aber eher dem allgemeinen Kultur- und Normenverfall gelten. Die alte schmale Elite von Akademikern und Industriellen, für die die Beherrschung der hochdeutschen Rhetorik – wenn möglich in norddeutscher Ausprägung – ein Erfordernis für den beruflichen und gesellschaftlichen Aufstieg gewesen war, ist abgelöst worden von einer Generation, für die nur die von ihr schon erworbenen Normen gelten, die sich also auch in ihrer «Muttersprache» äussern will und die nicht mehr verstehen kann, dass für das ältere Bildungsbürgertum der Schweiz das Hochdeutsche auch eine Form der Muttersprache war, die es mit mindestens derselben Liebe pflegte wie die Mundart. Die «Verrohung» der Sprache ist aber ein internationales Phänomen: In Frankreich wird sie primär an der Orthographie wahrgenom-

men, in den deutschsprachigen Ländern mehr in der Aufhebung der Grenzen zwischen umgangssprachlicher Sprechweise und literarischem Stil.

Die Beibehaltung einer mundartlichen Umgangssprache schliesst weder Europafähigkeit aus noch verhindert sie aktive Anteilnahme an einer universellen Kultur. Die Voraussetzung dazu ist allerdings, dass sich der Deutschschweizer weder in seine Mundart einschliesst noch sich andern Sprachen wie andern Kulturen nicht verweigert. Mögen auch die jüngsten Befragungen zeigen, dass die Bereitschaft für Europa in der französischen Schweiz grösser ist als in der deutschen, so zeigen sie andererseits doch auch, dass der Deutschschweizer mehr Fremdsprachenkenntnisse besitzt als der Welschschweizer, dass seine auch in der regionalen Mundart verankerte Identität nach der komplementären Ergänzung durch Weltoffenheit geradezu verlangt. Grosse, auf die ganze Welt ausstrahlende Schweizer wie Jacob Burckhardt konnten sich als Mitglied einer übernationalen Sprachgemeinschaft wie einer gesamteuropäischen Kultur verstehen, ohne gegen aussen ihre heimatlichen Wurzeln und damit auch die Mundart gering machen zu müssen. Entscheidend ist, dass der Deutschschweizer zu dieser Mitwirkung bereit ist, nicht entscheidend, ob er die deutsche Schweiz wiederum nur als kulturelle Provinz eines neuen Deutschland sieht oder ob er – im andern Extrem – sich politisch ganz von Deutschland distanziert, die kulturelle Solidarität nur auf sein eigenes multikulturelles Land oder dann auf das ganze Europa bezieht und gesprochenes Hochdeutsch als eine Fremdsprache betrachtet, die er über genau so meistert wie die eines andern Landes, mit dem er in engen Kontakt treten möchte.

Neues Europa als Chance

Die von uns anvisierten Sprachprobleme in der Schweiz haben ihre Ursache nicht so sehr in der fehlenden linguistischen Kompetenz (aufgrund mangelhaften Sprachunterrichts), sondern im Verhältnis zwischen den einzelnen schweizerischen Sprachgruppen untereinander und ihren gleichsprachigen Nachbarn. Die tiefer liegenden politischen, ökonomischen, aber auch kulturellen Gründe für diese latenten Spannungen sind zunächst einmal objektiv zu analysieren, statt über sie mit bequemen Schlagworten hinwegzureden. Dann ist zu fragen, wo sich Sprachenprobleme überhaupt konkret manifestieren, wo die Sprachwirklichkeit vom postulierten Bild des allseitigen friedlichen Miteinanders abweicht.

Nur ein sehr kleiner Prozentsatz von Schweizern hat mit anderssprachigen Schweizern regelmässig Kontakt. Sogar unter Akademikern wird nur eine Minderheit von Deutschschweizern beruflich auch französisch sprechen, und bei den Romands ist die Zahl derjenigen, die ihr Deutsch wirk-

lich aktiv gebrauchen, noch weit geringer. Der Normalfall ist also ein (fast immer friedliches) Nebeneinander, und noch immer gilt die Regel, dass sich Deutschschweizer in der Romandie der französischen Sprache bedienen, Romands in der Deutschschweiz aber möglichst in ihrer Muttersprache sprechen. Dieses durch die verschiedene Assimilationsbereitschaft immer wieder neu hergestellte Gleichgewicht zwischen ungleich starken Partnern wird dann gestört, wenn auf gesamtschweizerischer Ebene gleiche Rechte für alle Sprachen gelten, womit die numerische Überlegenheit der Deutschschweizer zum Tragen kommt.

Da liegt meines Erachtens der entscheidende Punkt: Entgegenkommen und Anpassung hebt die minoritäre Situation der andern nicht auf; andererseits brächte eine vollständige Regionalisierung nach belgischem Vorbild, mit der recht viele Romands sympathisieren, das Ende des überlieferten Föderalismus. Ein gangbarer Weg scheint mir zur Zeit nur der zu sein, dass Gemeinsamkeiten über die Sprachgrenzen hinweg wieder bewusster gemacht werden, dass nicht einfach die welsche Schweiz von der deutschen majorisiert wird, sondern dass sich innerhalb

der deutschen Schweiz ein ähnliches Gefälle zwischen den Wirtschaftszentren im Norden und den mehr ländlichen Gebieten im Süden zeigt und dass sich in fast allen Bereichen der Politik und der Wirtschaft die westlichen deutschschweizerischen Kantone sehr wohl mit der Romandie zusammenschliessen könnten, stünde nicht die nun allein als Grenze wahrgenommene Sprache im Wege.

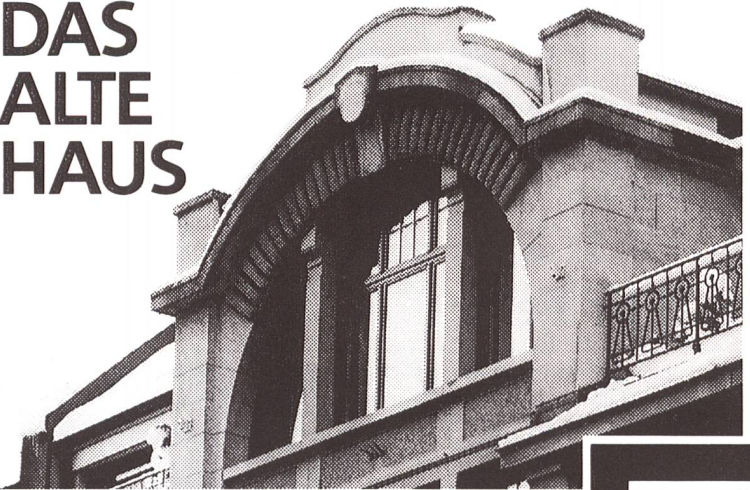
Das neue Europa wird innerstaatliche ökonomische Grenzen weitgehend nivellieren. Um so mehr wird dann Gelegenheit sein, die Solidaritäten wieder aufzurichten, die auf der Gemeinsamkeit von Kultur und Mentalität beruhen und die weder an Kantons- noch an Staatsgrenzen haltmachen. Die Romands werden wie die Franzosen gern Deutsch lernen, um mit dem grossen europäischen Nachbar zu kommunizieren, die Deutschschweizer dürfen sich ihrer alten Verbindungen zur frankophonen Kultur wieder erinnern, ohne den Romands gegenüber Minderwertigkeitsgefühle zu haben und ohne ihnen Entscheidungen aufdrängen zu müssen, die nicht mehr die ihren sind.

Roland Ris, Professor für deutsche Sprache und Literatur an der ETH Zürich

frick FENSTER

**Fragen Sie uns
wir sind Ihre Partner,
wenn es um
Fenster geht.**

**FÜR
DAS
ALTE
HAUS**



Verlangen Sie unverbindlich unser Angebot. Wir beraten Sie gerne.

ferdinand frick ag

Bitte senden Sie mir Prospektunterlagen Ich wünsche einen unverbindlichen Besuch

Fenster und Fassadenbau
9494 Schaan
Telefon 075 / 274 74
Telefax 075 / 299 84

Name: _____

Adresse: _____

Telefon: _____